



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

a./D.: Der Krieg und die deutschen Gelehrten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Krieg und die deutschen Gelehrten.

1. Krieg und Friede. Zwei Briefe an Ernst Renan, nebst dessen Antwort auf den ersten, von David Friedrich Strauß. Leipzig, S. Hirzel. 1870. —
2. Die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich. Eine historische Skizze von Rudolf Ussinger. Berlin, C. S. Mittler u. S. 1870. — 3. Specialkarte von Elsaß und Lothringen nach ihrer gegenwärtigen Eintheilung seit der deutschen Besitzergreifung. Redig. von H. Kiepert. — Historische Karte von Elsaß und Lothringen zur Uebersicht der territorialen Veränderungen im 17. und 18. Jahrhundert. Nach den Originalquellen bearbeitet von Richard Bösch u. Heinrich Kiepert. Beide bei Dietrich Reimer, Berlin 1870.

Die Kunst hat sich immer gern auf Gelegenheiten eingelassen, die dichtende, so gut wie die bildende. Viele haben es beklagt, aber nichts daran ändern können, Göthe hat für die Lyrik geradezu Gelegenheitsanlaß gefordert. Wenn man die Liedermassen betrachtet, die der gegenwärtige Krieg hervorgerufen, sollte man meinen, unsere heutigen Lyriker hätten den Alten so verstanden, als müsse nicht nur jedes Gedicht seine Gelegenheit, vielmehr jede Gelegenheit ihr Gedicht oder besser gleich ihr Duzend Gedichte haben. Um etwas Abwechslung wenigstens fürs Auge in das „Schwertgeklirr“ dieser Lieder zu bringen, hat man davon in einer großen Sammlung „zu Schutz und Trutz“ (Franz Lipperheide, Berlin 1870. 2. Auflage) etwa die Hälfte in autographischem Facsimile wiedergegeben. Das Unternehmen, aus dessen Reinertrage schon 2000 Thlr. für die Verwundeten abgeführt sind, müssen wir um dieses seines segensreichen Zweckes willen loben, wie denn auch daraus unter vielen planetarischen Gedichten mit reflectirtem Glanze hie und da ein selbstleuchtender Stern uns anstrahlt; der Gedanke aber, uns die handschriftlichen Züge der Müller von der Werra, von Königswinter und anderer Herren von geographischem Autorenadel in lichtbildlicher Treue vorzuführen, macht das Werk doch gar zu weitschätzig. Zu einer Statistik des deutschen Schreibunterrichts in den einzelnen Landschaften ist es wieder zu wenig und fehlt es andererseits auch an Daten über den Zeitpunkt, wann die merkwürdige Kunst des Schönschreibens von den Einzelnen erlernt worden. Doch gern lassen wir diese freiwillige Kriegshyrik und die ganze Vaterlandskunst des Moments bei Seite; nach fünfzig Jahren erst wird man darüber vollgültig urtheilen können.

Die Wissenschaft nun liebt die Gelegenheiten nicht, sie steht ihnen spröde, wenn sie Gelehrsamkeit ist, sogar meist blöde gegenüber. Insbesondere war von unseren deutschen Gelehrten in früheren Jahrzehnten die Vorstellung im Schwange, als sei ihr Reich niemals von dieser Welt, als riesen sie der rauhen Wirklichkeit des öffentlichen Lebens nur abwehrend zu, wie Archimedes dem stürmenden Soldaten, doch ja ihre Gedankenkreise nicht zu zertreten. Man erzählt von einem unserer großen Forscher, die Bewegung des Jahres 1848 sei ihm besonders deshalb widerrätig gekommen, weil sie sein eben geschriebenes Buch aller Theilnahme beraubte, die er dafür verhofft und verdient hatte. Ein anderer, der dem Staatsleben keineswegs fremd war, ließ sich doch durch die Ereignisse von 66 alle Lust verleiden, sein kühnes zeitgeschichtliches Werk fortzusetzen, weil die eisenbeschlagenen Sohlen des Schicksals seine mühsam construirten Zirkel unerbittlich weggewandelt hatten. Die Schuld an dieser häßlichen Erscheinung trug die drückende Klosterluft der dumpfen Jahre, in denen diese sonst wackeren Männer groß geworden waren; hernach

fühlten sie wie Faust, daß ihnen die leichte Lebensart fehle, es bedurfte erst eines starken Zaubertranks, um sie die holde Gelegenheit erkennen, lieben und ergreifen zu lehren. Dieses magische Mittel nun hat uns allen die große Zeit eingeblüht; der gewaltige, lautrauschende Ausflug unserer Nation hat alle Geister mit emporgerissen, selbst die, welche lange Zeit stille Schöpfungen brütend über den dunklen Wassern der Wissenschaft einsam geschwebt hatten.

Ist doch dieser ganze Krieg zu allermeist das Werk der langverspotteten deutschen Gelehrsamkeit. Ich rede nicht von den Sanskritlern unter unseren Husaren, die doch immer eine spaßhafte Ausnahme bleiben, nicht von den braven Professoren und Docenten, die, weil ihre Ruhe zu gesammelter Forschung doch einmal hin war, die Universitätsferien dazu verwandt haben, sich bei der Krankenpflege oder der Liebesgabenzufuhr nützlich zu machen. Ich ziele vielmehr auf unseren großen Strategen selber, dessen sinnender Blick, dessen von Gedanken tief durchpflügte Stirn, dessen mildernste Haltung, trotz Waffenrock und Helm den deutschen Gelehrten im edelsten Sinne erkennen lassen. Ein erfahrener Freund, der sich auf Persönlichkeiten versteht, sagte mir einst in vollem Ernst, als wir uns in sorgenvollem Gespräche über die geistige Zukunft Preußens die Frage vorlegten, wer denn aber einen wirklich guten Cultusminister abgeben könne: „Ich wüßte nur einen, Moltke!“ Fürwahr, es wäre eine Hauptfreude, unter solcher Führung die glorreiche Armee von Dunkelmännern, die an der Spitze unserer inneren Civilisation marschirt, zu schlagen, einzuschließen, auszuhungern, abzufangen! —

Nicht aber in jedem Kopfe kann sich Geist und Wissen so unmittelbar in Kriegsmaterial verwandeln wie in dem Moltke's; es giebt auch Gefäße, in denen sich die Gedanken nur zu Worten verdichten, aber zu Worten, die auch in kühn geschwungener Flugbahn sicher treffend hineindringen ins Herz der edelsten Gegner. Diesen Eindruck machen uns die beiden Briefe von David Friedrich Strauß an Ernst Renan, zwischen denen in dem eben erschienenen Sonderabdrucke die Antwort Renan's selber gar kleinlaut einhergeht, wie ein Verhafteter zwischen zwei bewaffneten Abspärrern. Die Briefe sind ja längst durch die Zeitungen bekannt geworden, wir dürfen daher auf ihren Einzelinhalt nicht erst eingehen, doch aber müssen wir uns noch einmal an dem Gegenbilde dieser Männer erfreuen, die über den Häuptern der freitenden Völker, wie in der Hunnenschlacht, den Geisterkampf in den Lüften führen.

Strauß wünschte einst mit seinem volksthümlichen Leben Jesu in dem vollen Sinne ein Buch für Deutsche geschrieben zu haben, wie Renan eins für Franzosen, und gewiß ist es ihm damit gelungen. Man darf sie beide im ganzen als Vertreter ihrer Nationen betrachten. Historiker zwar sind sie in ihren Jesubio graphien beide kaum; der Deutsche denkt dazu doch immer zu streng philosophisch, der Franzose zu springend poetisch. Bei Strauß weht eine helle, schneidend scharfe Wintertagsluft, der letzte Laubschmuck des Mythischen fällt von dem Reif der Kritik ertödtet zu Boden, die kahlen Umrisse der Landschaft treten in nackter Deutlichkeit hervor. Bei Renan brodeln die Herbstnebel, man sieht das alte, anmuthig bunte Bild nicht mehr, nur hie und da einen Streifen davon, dazwischen andere halbdurchleuchtete Duftmassen, nicht ohne eigenen Reiz, aber oft ohne bestimmte Form. Das Denken des einen ist Verstand, das des anderen Esprit. Wenn jener in siegender Kraft der Rede, in durchbohrendem Witz wohl an Lessing erinnert, spricht aus diesem bisweilen die Gluth roussseauischen Sentiments, nur daß ihre verzehrende Gewalt durch modernromantische Zugüsse doch wieder besänftigt wird. Wenn

uns Strauß dabei auch in die ganze Tiefe deutschsittlichen Ernstes hineinblicken läßt, so gebührt Renan zum vollendeten Franzosen doch etwas gar Wesentliches, der voltairische Leichtsin; wie sein Name vielleicht auf verschollene Abkunft aus den Rheinlanden hindeutet, so hat auch sein Geist, wie er selber bekennt, überwältigende deutsche Einflüsse erfahren. Insofern sind die Repräsentanten für den nationalen Zweikampf nicht ganz richtig gewählt: der Horatier ist ein echter Römer, aber mit dem Albanerthum des Curiatiers steht es nicht völlig comme il faut. So braucht denn dieser in dem Streite manch nationales Schreckmittelschen gar nicht — wie anders würde Herr Victor Hugo sich mit Lustsprüngen und Wuthgeheul auf den Gegner stürzen! — Renan geht, so gut er kann, auf die deutsche Fechtart ein, die ihm längst eingeleuchtet hat, allein er fühlt sich doch nicht ganz sicher darin, er unterliegt, und man merkt ihm an, daß er es eigentlich weiß.

Wenn nicht Renan gleichzeitig aus freien Stücken dem deutsch-französischen Kriege einen Revueartikel gewidmet hätte, so wär' es unart von Strauß gewesen, ihn zur öffentlichen Rede zu zwingen. Es wäre, als wollte man einen wackeren Mann nöthigen, sich über einen in seiner Familie vorgefallenen Skandal am dritten Orte zu äußern. Jetzt aber liegt die Sache anders und der Franzose hat sich auch ohne Frage mit Ehren aus der Sache gezogen. Er erweist uns doch viel Billigkeit; wo er ungerecht ist, stammt es aus zu allgemeiner oder zu veralteter Kenntniß des deutschen Wesens. Er hat Goethe und Herder studirt, preußisches Recht zu treiben war in seinen Studienjahren noch nicht Mode. Was Strauß anbetrifft, so will ich sogleich einschränken, was ich oben gesagt habe; daß er im Leben Jesu kein Historiker ist, liegt wohl am meisten im Stoffe, der den Historiker geradezu in Verzweiflung setzen könnte. Wie er aber früher im Hutten wie im Voltaire dargethan, daß er in die Nationalgeister mit gentilem geschichtlichem Blick einzudringen vermag, so beweist das sein erster Brief für dieselbe Aufgabe, die Erkenntniß deutschen und französischen Wesens, wiederum aufs schlagendste. Der zweite Brief erfreut vornehmlich durch das warme und gerechte Lob, das er Preußen spendet. Ich habe öfters unsere Radicals sich darüber schier entfetzen sehen, daß Strauß, dieser consequente und ganze Mann auf religiösem Gebiet, auf politischem nur ein „Halber“ sei, ein armer Nationalliberaler und nichts weiter. Diese guten Leute verwechseln Theorie und Praxis. Ein klarer Kopf wie Strauß sucht überall das Erreichbare, das aber liegt im unendlichen Weltraume der Wissenschaft für den Denker in fast grenzenloser Weite, im irdischen Dasein der Staatsrealität für den Handelnden dicht vor den Füßen; das Gute liegt nah, das Wahre fern, das ist das ganze Geheimniß. Strauß ist es immerdar um das Humane zu thun gewesen, aber zugleich immer um das Nationale, diese Spielart des Humanen, welche der erfindungsreichen Natur, die sich niemals wie ein abgelebter Lehrer bloß wiederholt, hervorzubringen einmal beliebt hat.

Noch ein anderer, sonst im Stillen schaffender Gelehrter hat uns eben mit einer Gelegenheitschrift beschenkt, Usinger hat eine historische Skizze über „die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich“ herausgegeben. Für die Erwerbung von Elsaßlothringen sind wir journalistischen Freischützen der Wissenschaft schon vor Monaten ins Feld gezogen; ehe das schwere Positionsgeschütz historischer Gelahrtheit aufgefahren ist, dauert's immer lange. Kein Wunder daher, daß einige Theile des Usinger'schen Büchleins, wie besonders Eingang und Schluß, gleich in bereits verlebtem Zustande das Licht der Welt erblickt haben. Wir sind, da wir bereits so viel über die neuesten Provinzen, gebracht haben, zu äußerster Kürze genöthigt, beschränken uns daher auf den Hinweis

daß der eigentliche Gewinn, den wir aus der neuen Schrift gezogen, in manchem unerwarteten Datum, besonders der mittelalterlichen Geschichte, besteht. Namentlich ist der territoriale Auflösungsproceß unserer ganzen Westflanke von Flandern bis nach Burgund hinauf, wie er sich in den Uebergangszeiten zwischen mittlerem und neuem Alter vollzog, recht vollständig dargestellt. Die eigentlichen Stammesverhältnisse, wie sie in der Völkerwanderung begründet sind, hätten wir gern schärfer gezeichnet gesehen. Möchte doch der Verfasser, der einst über unsere nördlichen Grenzlande ein vortreffliches größeres Werk geschrieben, auch den westlichen seinen ausdauernden Fleiß widmen; zur Skizze fehlt es ihm etwas an der Leichtigkeit, ein paar breite historische Linten groß hinzuwerfen.

Als eine ganz vorzügliche Gabe heben wir die in der Ueberschrift bezeichnete historische Karte von Elsaß-Lothringen von Böckh und Kiepert hervor; da ist die ganze Leidensgeschichte unseres Vaterlandes in allen ihren Stationen bunt aber übersichtlich in einem einzigen Passionsbilde dargestellt; da sieht man, wie in den französischen Spitzbübereien gegen uns Methode war, wie zuerst die wichtigen Punkte besetzt, alsdann Verbindungsrinten zwischen ihnen gewonnen, zuletzt die Annexionen überall ausgefüllt und zwar hier und da beschnitten wurden, doch um nur um so schärfer umsäumt zu werden. Diese Karte, für die gründlichsten Studien der Originalquellen, wie graphische Darstellungen thun sollen, den kürzesten Ausdruck bietend, ist von bleibender Bedeutung; die andere von Kiepert allein, welche die gegenwärtigen Verwaltungsgrenzen zur Anschauung bringt, wird durch die definitive Friedensgrenze vermuthlich veralten; für jetzt aber kann sie männiglich benutzen, um die Bescheidenheit wie die Nothwendigkeit unsrer Forderungen daran zu studiren. Jedem wird sich der Wunsch einer negativen Zurundung am auspringenden Winkel jenseits Metz, und einer positiven am einspringenden am Donon dabei aufdrängen. Für beide Gelegenheitswerke sind wir unserm Geographen und unserm Statistiker zu großem Danke verbunden.

a./D.

Deutsche Nordpolfahrt.

Gotha, 26. October 1870. — In Nr. 40 Ihrer geschätzten Zeitschrift befindet sich ein Bericht über dies Unternehmen, welcher u. a. p. 24 Folgendes enthält: — „Bei dieser Beschwerde hatte Herr Payer sich unerquicklicher Weise auf eine Art geheimer Instruction stützen können, welche Dr. Petermann ihm zur Beinträchtigung des ernannten Führers mitgegeben.“ — Dieser Vorwurf gegen mich ist ganz ungegründet; gerade das Gegentheil ist der Fall, wie folgender Satz eines Schreibens von mir an Herrn Oberleutenant Payer d. d. Gotha, 11. Juni 1869 ergibt: — „Ich rechne mit größter Bestimmtheit darauf, daß Sie in Fällen von Divergenzen und Schwierigkeiten stets mit Ihrer ganzen Person dem Kaplt. Colbe-
wey als Oberbefehlshaber zur Seite stehen werden.“ — Ich würde Sie früher um Berichtigung ersucht haben, wenn ich nicht erwartet hätte, daß das Bremer Comité selber dergleichen Berichte desavouiren würde.

Dr. A. Petermann.

Verantwortlicher Redacteur: Alfred Dobe.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Wegler in Leipzig.